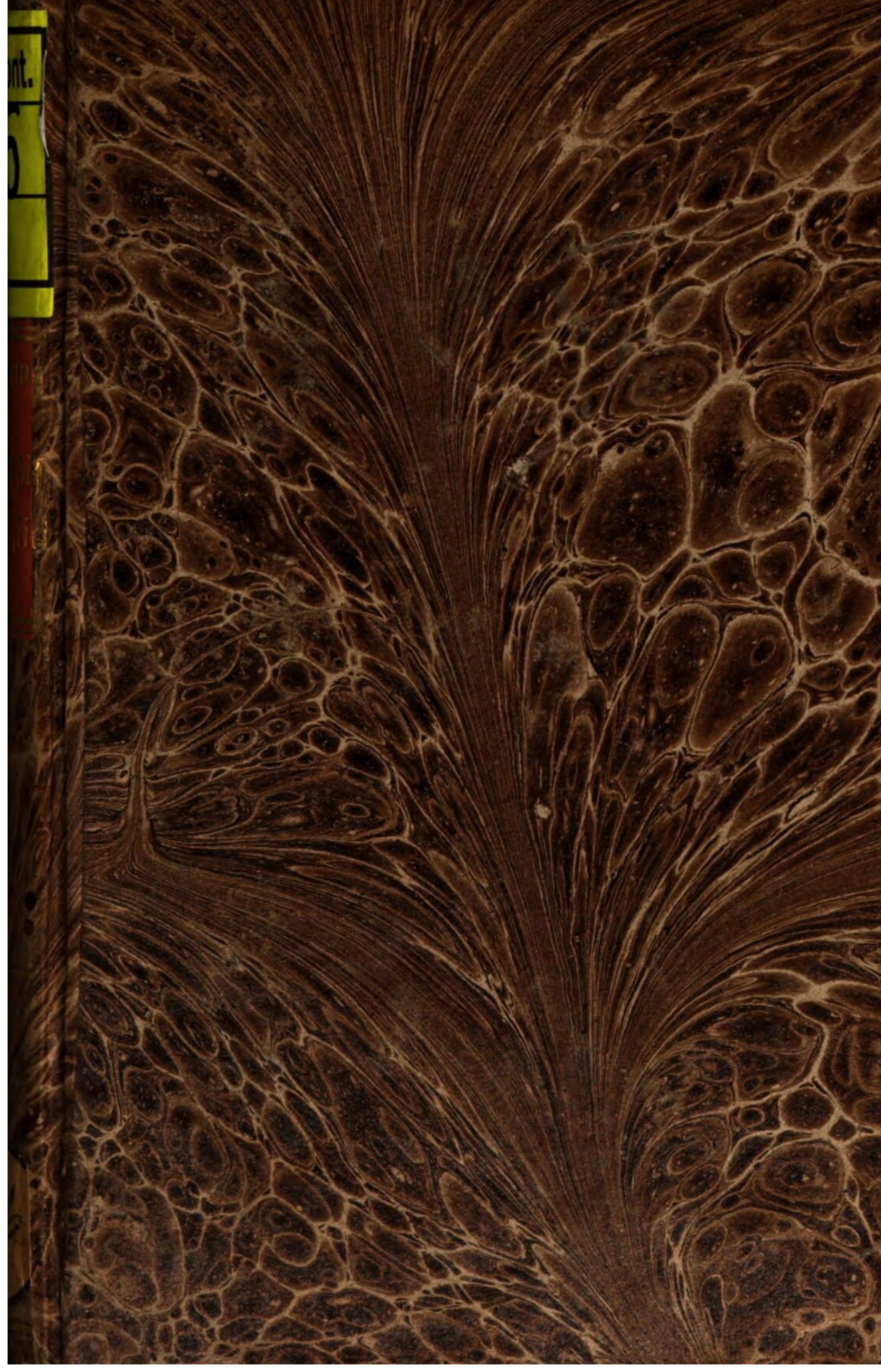




746

Bibl. Mont.

Bibl. Mont. 746-7



<36608754740012

S

<36608754740012

Bayer. Staatsbibliothek

G. E. Lichtenbergs
Erklärung
der
Hogarthischen
Kupferstiche,

mit verkleinerten
aber vollständigen Copien derselben

von
E. Riepenhausen.

Siebente Lieferung.

Mit Zusätzen nach den Schriften der
englischen Erklärer.

Göttingen
bei Heinrich Dieterich
1801.

Bayrische
Staatsbibliothek
München

V o r r e d e.

Die gute Aufnahme, welche die, noch von meinem sel. Vater veranstaltete Fortsetzung der Lichtenbergischen Erklärung Hogarthischer Kupferstiche mit Zusätzen nach den englischen Erklärern bey dem Publicum gefunden hat, durfte mich wohl ermuntern, auch diese siebente Lieferung folgen zu lassen. Der Lichtenbergische Text ist unverändert aus den Göttingischen Taschen = Calendern von 1789, 1790, 1791 und 1794 abgedruckt. Nur einige Bemerkungen, die die Zerstückelung der Copien der Hogarthischen Kupferstiche in den Calendern betrafen, mußten bey dem neuen Abdrucke des Textes, der nun zu den
voll-

vollständigen Copien gehört, als unpassend weggelassen werden.

Von den Zusätzen darf ich nichts sagen, als daß der Verfasser derselben nur auf mein wiederhohltes und inständiges Bitten sich der Arbeit unterzogen hat, zu der er sich selbst allen Beruf absprach. Daß ich mich dennoch an ihn, und an keinen Andern wandte, mußte indessen wohl seine guten Gründe haben. Daß das Publicum, wenn gleich nicht der Verfasser, mit mir ungefähr derselben Meinung seyn würde, glaubte ich, wieder aus guten Gründen, voraussetzen zu dürfen. Göttingen, nach der Ostermesse 1801.

Heinrich Dieterich.

XXXIX. und XL.

Frankreich und England.

PLATE XXXIX

1842

1840

100

XXXIX. und XL.

Frankreich und England.

So sind im Original die beiden Kupferstiche überschrieben, die wir in einer höchst getreuen Copie hier unsern Lesern vorlegen. Und zwar steht, von Hogarths eigener Hand numerirt, über dem ersten, Frankreich, und über dem zweyten, England. Wo muthwillige Satyre die Ceremonien • Meisterinn

macht, da ist freylich nicht selten
Unten da, wo sonst in der Welt
Oben ist. Allein hier ist es dann
doch nicht der spottende National-
stolz des Britten, der dem Fran-
zosen einen verächtlichen Vortritt
läßt, sondern es ist bloß natürliche
Folge der Begebenheiten. Die Fran-
zosen wollen in England einfallen,
und wie es da vorläufig auf ihrer
Seefüste hergeht, stellt der erste
Kupferstich vor. Die Engländer hö-
ren von der Wunder-Unternehmung,
und wie es dabey in Ihrem Lande
aussieht, das zeigt der zweyte. Die
erste und eigentliche Bestimmung
dieser

dieser Blätter waren die Begebenheiten von 1756, wo eine gewisse Volksclasse in England nicht so wohl fürchtete als vermuthete, die Franzosen würden einen Einfall in England versuchen. Bey dieser Gelegenheit hielt Hogarth für nützlich, diesen Landesleuten eine kleine Erläuterung über die beiden Fragen zu geben: Was sind die Franzosen? und Was sind Wir? Welche Classe von Landesleuten er eigentlich hier anredet, verräth sogleich der Ton in welchen er es thut. Es ist nämlich diejenige Classe, die man gewöhnlich die niedrigste nennt, aus welcher aber

gleichwohl diejenigen genommen werden müssen, die im Kriege die wichtigsten sind. Dieses ist nicht so paradox als es klingt. Niedrig und wichtig sind Begriffe, die sich ohne nähere Bestimmung in der Welt nicht widersprechen. Es kann etwas sehr niedrig und sehr wichtig zugleich seyn, so wie etwas sehr erhaben und dabey sehr unwichtig. Zu letzterm werden sich unsere Leser die Beyspiele leicht selbst auffuchen können. Zu erstem geben selbst die Blätter, die wir hier erklären, eine Erläuterung ab. Sie sind im niedrigsten Styl, und sind sehr wichtig. Daß Canada

erobert

erobert wurde, wissen wir alle; aber der Himmel allein weiß genau, wie viel solche Blätter dazu beitrugen. Solche Predigten an ein gesundes, stolzes und braves Volk, überspringen alle mittleren Instanzen, und gehen unmittelbar vom Auge in die Faust über. O ich hätte Hogarth's Fenster an dem Morgen beobachten mögen, da sich diese Blätter zuerst hinter demselben zeigten. Wie Menschen von allerley Stand um sie her schwärmten und hingen, gleich Bienen und Hummeln um ein Paar Blumen, die ein Frühlingsmorgen ausstellt; wie hier einer und da einer

Egens. Partikelchen gegen die Freunde jenseits des Canals ausstößt, die der ganze Schwarm mit Beifall nachsummet. Wie hier ein Häuschen klein und zart gegen das Fenster geballt wird, und dort eine Klaue, deren sich kein brittischer Stier zu schämen hätte. Wie vollbäckige, glühende Jungen mit gierigem Blick süßen Patriotismus für ihre Zellchen einsaugen, im großen Bienenstock des glücklichen Landes. Jeder sieht, oder horcht bis das Sehen an ihn kommt, Stunden lang mit herabgefallenem Unterfinn, oder predigt über den halb verstandenen Text dem Vorübergehenden,

den, der noch gar nichts weiß, und in weniger als einem Monath sind alle Zellen voll, in jedem Auge glüht's, und in jedem Busen pocht's. Man bedenke dieses, und frage sich, ob diese Art Krieg durch Kupferstiche zu führen unwichtig ist. O, ich werde nie ein ähnliches Beispiel vergessen, das unsere Stadt im Sommer 1793 hiervon gab. Schon in der frühesten Morgenstunde wurde der Prospect von Mainz an den Fenstern des Bilderhändlers belagert, und mit Schauern in den Rachen der Guillotine geblickt, die das Haupt des Unvergeßlichen verschlang, der so hilflos

gefallen ist, als er schuldlos fiel. Ich habe dabey demonstrende Täuschungen gesehen, von einem Caliber, das meiner Schilderung nicht mehr bedarf, seitdem französische Rücken das Gewicht derselben von neuem vor den Augen von Europa bey Tamars gefühlt haben. Doch nun zur Sache.

Frankreich.

Indem Hogarth hier die bloße Zubereitung zu einem Einfall der Franzosen in England darstellt, landet sein fürchterlicher Satyr in Frankreich selbst, und sengt, und brennt und haut um sich, ohne zu sehen was oder
wen

wen er trifft. Es ist Feindes Land,
und noch dazu des Erbfeindes, von
lebendigen Mumien bewohnt, die
immer dirty sagen, wenn sie thirty
sagen sollen, wahre Bestien, die nichts
verstehen als Französisch, und nichts
essen als Wassersuppen, Schnecken
und Frösche, viel schlechter als Schott-
land, denn da wachsen doch noch Di-
steln. So ungefähr denkt John
Bull von Frankreich, und Wil-
liam Hogarth ist immer John
Bull, so wie er nur französischen
Boden betritt. Was für eine Gruppe
von Kriegern hier! Wenn man dem
trauen darf, was uns die Zeitungs-
schreiber

schreiber jetzt von französischen Freywilligen versichern, so möchte man bey diesem Blatt fast ausrufen: Ist Hogarth auch unter den Propheten? Ueberall mehr Lumpen als Rock, und mehr Rock als Substanz. Es läßt, als schiffte man sie ein, um Krankheiten nach England zu verpflanzen, oder sie zu versenken und die Haisfische zu vergiften. Kann man ein schöneres kaltes Fieber sehen, als den langen Alten in der Mitte? Man hört die Knie klappern und sieht die blauen Nägel. Und der Kleine neben ihm! Nehmt ihm den Hut, rasirt ihm die Mähne, und steckt ihm eine
von

von den Rippen, die oben im Fenster hängen, quer durch den Mund, was für ein Cabinetsstück von Memento mori. Leser, die nicht wissen, was die Engländer Latern Jaws nennen, können sich diesen Kopf in ihr Wörterbuch zeichnen lassen. Daß der Officier, der hier vor dem Feuer kniet, keine Galvanischen Versuche mit seinen Fröschen machen, sondern sie im Ernst speisen will, fällt in die Augen. Die wandelnde Schwindsucht hinter ihm, scheint ihm seine drey Braten zu beneiden. Er tröstet sie mit der Inschrift auf der Fahne: Warte, in England ist le Bon Bier et Bon Beuf

Beuf de Angleterre. Was für ein
John Bull Hogarth hier ist!
Er gönnt den Franzosen nicht ein-
mahl das Französische. Gern möchte
er sagen: das Lumpenpack versteht
nicht einmahl Französisch. Das ist es
aber doch nicht, sondern die Wahr-
heit ist: Hogarth schrieb seine
Muttersprache selbst nicht einmahl or-
thographisch, und achtete es vermuth-
lich gar für schimpflich, Französisch
zu verstehen; und ganz Frankreich
nicht so viel werth, um sich seiner-
wegen ein Zettelchen corrigieren zu
lassen. Doch will ich nicht ganz
läugnen, daß etwas Vorsatz darin
seyn

seyn mag, des Pöbels wegen, dem
so was gefällt, und der wohl von le
und bon gehört haben mag, aber
nicht von la und bonne. Und dann
ist mir ein Fall vorgekommen, da ein
sonst vortreflicher junger Mensch sich
an einem Volk auf eine solche Art zu
rächen suchte, als ich eben von Ho-
gARTH vermuthete. Ein junger Eng-
länder wurde in Holland vom gemei-
nen Volk betrogen, und oben drein
von einigen, denen er seine Noth
flagte, ausgelacht. Dieses brachte
ihn so gegen diese Nation auf, daß er
noch lange nachher in meinem Bei-
seyn behauptete (nicht aus Ueberzeu-
gung,

gung, sondern aus Rache), die Holländer hätten eigentlich gar keine Regeln in ihrer Sprache, sondern jeder könne sprechen wie er wolle. Die Idee von einer solchen Sprache hat wirklich etwas, das so sehr an Freiheit und Gleichheit und Menschenrecht erinnert, daß es mich nicht wundern sollte zu hören, daß Anacharsis Cloots, wenn er dieses liest, sie dem National-Convent empfohlen habe. Der Mönch, der Alleinfette (ich habe Borns Monachologie nicht bey der Hand, die Species naturhistorisch anzugeben. Der Trivialname ist, wo ich nicht irre, Barfüßer oder

Fran-

Franziskaner), läßt sein Befehrun-
 Geschirr, Galgen, Rad, Beil, Dau-
 menschrauben, Geißel, Zange, Strick,
 den heiligen Antonius mit dem
 Schwein, und einige andere Fetische
 seines Ordens an Bord bringen. Ein
 Propoganda-Besteck, das nicht voll-
 ständiger seyn kann. Er führt den
 Finger leise über die Schneide des
 Beils, zu sehen, ob sie ad maiorem
 Dei gloriam noch scharf genug sey.
 Hinten auf dem Schlitten sieht man
 einen Plan zu einem Kloster in Black
 Friars, einem Quartier von London,
 das noch seinen Namen von dem
 schwarzen Geschmeiß hat, das ehe-

mahls dort genistet hatte. In unserer Copie ist bey dem Galgen, der auf dem Schlitten liegt, das Strebeband vergessen, daher er das Ansehen von einem Winkelhaken bekommen hat *). Dieses muß nothwendig erinnert werden, damit man nicht glaubt, Hogarth habe hier an Freimaurerey gedacht. Hunger und Windbeutelerey ist durch das Rippen-Präparat im Fenster, und durch die gemahlten Quaderstücke ausgedrückt.

Das

*) In der neueren Copie, die der Leser mit diesem neuen Abdrucke des Lichtenbergischen Textes erhält, ist der vollkommene Galgen wieder hergestellt.

Das Wirthshaus heist à la Sabot Royal, zum Königlichen Hofschen. Hier steht denn doch à la, weil das durch die Moden à la etc. bekannter ist, als au. Auch wird soup meagre Wassersuppe angekündigt. Weil das Avertissement mit stehenbleibenden Buchstaben geschrieben ist, so gilt es auch ausser den Fasten und Frentagen, und weil das elendeste nur allein genannt ist, so sagt das wohl so viel als: Hier gibt es nichts anders. Im Hintergrund wird auf dem hohen Kreiden-Ufer ein erbärmlicher Boden von Weibern gepflügt. Auch das Stück Rindvieh, das vorgespannt

B 2

ist,

ist, soll eine Ruh seyn. Armselige Truppen werden mit dem Sponsen wie Vieh am Bord getrieben. Wirklich stößt ein Unterofficier mit dem Spleß auf einen armen Teufel zu, weil er nicht geschwinder geht als er kann. Vieles wahr! Hier geht aber dann Hogarths Muthwillen in Grausamkeit über, und man kann sich kaum enthalten, ihm zuzurufen: Ist es dein Verdienst, gefühlloser Spötter, daß du, statt unter jenen Indewigen zu leben, unter unsern Georgen lebst?

* * *

England.

England.

Hier sind doch wieder Häuser mit Fenstern, und Menschen mit Mienen die ans Leben erinnern. Auf dem Schilde des Wirthshauses steht der damahlige Herzog von Cumberland, der Abgott des Volks, und voran glüht die vergoldete Traube. Neben der Thür, der Fastensuppe des festen Landes gegen über, die Bierflasche, die des Korkzwangs müde ihn sprengt, und sich in das Glas ergießt zum Genuß, und vor dem Haus unter dem freyen und glücklichen Himmel dieser Genuß selbst. Die Hauptfigur ist ein launigter Grenadier, der das

Portrait Ludwigs XV. im Wachtstuckenstyl an der Mauer des Hauses entwirft. Häßlich, häßlich, fast so häßlich als das moralische Bild, das die Wahrheit von eben diesen Menschen entworfen, und in das Archiv der Zeit niedergelegt hat. Die Worte die das Fraßengesicht da hervorschmaucht, sind: You be de Pirate; You be de teef (thief); me send my grand armies, and hang You all. Aehnlich Deutsch: Ihr weß nehmt meinen schönen Schiffen; Ihr seyn die Seeraub; die spitzen Bub'; ik schicken will meinen groß Armeen und huffhenck' euf ahll. Die beiden

Drohun-

Drohungen zu unterstützen, legt er die Hand an den Degen, und zwar die linke, und in der andern schwingt er den berühmten Winkelhaken mit dem Strebe-Band. Der Wig ist roh, und ist bey solchen Menschen und solchen Gelegenheiten immer so gewesen. Manches unter dem Casernengekrügel zu Pompeji, das man jetzt in Kupfer sticht, mag nicht viel erhabener gewesen seyn. Allein attisch in hohem Grade ist denn doch noch der Wig dieses englischen Grenadiers, verglichen mit dem, womit man im siebenjährigen Krieg in den catholischen Provinzen von Deutsch-

land, und namentlich einigen am Rhein, nach der Schlacht bey Collin den König von Preußen behandelte, und das mit den lauten Beyfall, nicht etwa von ein Paar Soldaten und Bauermädchen wie hier, sondern von Menschen, die dort schon vornehm hießen, und die Woche höchstens ein Paar mahl nüchtern wurden, Leute von Stand. So lange als die Drang-Altange noch nicht zu schreiben anfangen, wird die Welt nicht leicht etwas zu lesen und zu sehen bekommen, was jenen Producten gleich käme. — Während der militärische Künstler mit dem Pinsel beschäftigt ist,

ist, nimmt ihm ein munteres Landmädchen mit ihrer Schürze das Maas an den Schultern, und eine andere die sich in Gedanken einem jungen Matrosen zwischen die Beine geworfen hat, probirt die Spitze einer Gabel, die sie auf den Matrosen stützt. Alle Ausleger glauben, dieses ziele auf die Spitze der Satyre, die da an der Wand im Werden begriffen ist. Das mag seyn; ich habe keine große Ursache, irgend einen andern Muthwillen zu vermuthen. Genug, es sey was es wolle; wie unschuldig ist nicht diese Probe der Spitze eines Instruments, das immer nur schuld-

los verlegt, gegen die von dem Belle
des Henfers, die der Alleinfette auf
dem andern Blatt anstellte. Man
erinnert sich des bon Bier und des
bon Beuf auf dem vorigen Blatte,
gegen welches der Marsch dort vor-
züglich gerichtet zu seyn schien, und
diese Gesellschaft, als wenn sie den
Entschluß der Hungerleider vernom-
men hätte, hat daher gerade diese
beiden Artikel besonders stark ver-
schanzt. Ueber dem Porter-Krug
des Matrosen liegt eine Pistole, und
über dem Rindfleisch der Degen des
Soldaten. Sehr gut. Nun können
sie kommen, wenn sie wollen. Auf
der

der linken Seite bietet sich ein junger Bauer, der das volle Maaß nicht hat, zum Recruten an, und arbeitet mit Zehen, Schultern und Brust, um noch ein Paar Zolle zu gewinnen, und die Werbofficier und Beamte scheinen der Güte des Korns wegen einen kleinen Defect im Schrot übersehen zu wollen. Hier ist also ein Fall, wo es nicht verächtlich ist, größer scheinen zu wollen, als man ist, aber freylich nur deswegen, weil man alsdann sicherlich von einer andern Seite größer ist als man scheint. Der kleine Pfeifer übt sich, und was er vor sich liegen hat und spielt, ist: God save the

the

the King. Im Hintergrunde werden Recruten exerciert. So undeutlich auch alles dargestellt ist, so sieht man denn doch, daß es rechtschaffen und menschenfreundlich dabey hergeht.

God save the King!

Z u s ä t z e

zur Erklärung dieser beiden Blätter.

Als ein Paar wollen diese Blätter, Frankreich und England, verstanden seyn. Jedes spricht durch das andre so deutlich, oder noch deutlicher, als durch sich selbst. So mußte es auch seyn. Beide sind Embleme

des

des Kriegs zwischen Frankreich und England; und zu jedem Kriege gehört, wie zum Ehestande, auf's Wenigste ein Paar.

Welchem von beiden Blättern der Vorzug gebührt? Wer kann zweifeln?

Das Salz, das Hogarth für den Gaumen John Bull's auf das Blatt Frankreich gestreuet hat, ist nicht nur sehr grobkörnig; es ist auch in Hogarth's eignen Magazin schon dumpf geworden. Gerade so ganz erbärmliche Geschöpfe, wie die Musketenträger sind, die hier französische Soldaten vorstellen sollen, finden sich auch unter den englischen Soldaten

ten

ten auf dem letzten Blatte der Suite
Fleiß und Faulheit. Siehe das
vorige Heft unsrer Sammlung. Frei-
lich sind dort, beym Aufzuge des Lord-
Mayors, nur Stadtsoldaten, d. i. ir-
reguläre Truppen, hier aber, wo
Frankreich England erobern will, Land-
soldaten, d. i. reguläre Truppen, ge-
meint. Jene haben keinen Krieg zu
führen, außer mit den Bierkrügen.
Die regulären Land- und Landungs-
truppen aber, die wir auf dem Blatte
Frankreich sehen, sollen Männer
zu Boden strecken, die im Streit mit
den Bierkrügen schon oft gesiegt haben,
und dabey so rüstig geworden sind wie
die

die Helden auf dem Blatte England.
So weit alles gut. Nur Schade,
daß zwischen der Scheere dieser Anti-
titelse, die das französische Militär
zerschneiden soll, auch Engländer lie-
gen, die, nach Hogarths Zeich-
nung der großen londoner National-
feierlichkeit, eben so, wie diese Fran-
zosen, aussehen. Mag es solcher
Engländer, nach Hogarth, immer-
hin nur wenige, und selbst unter den
Stadtsoldaten in London nur einige
geben, die das Relief der übrigen
desto mehr erhöhen; schlimm genug,
nach der Kritik John Bulls und nach
dem praktischen Sinne dieser Blätter,
daß

daß ein bewaffneter Engländer sich jemahls gerade so wie diese bewaffneten Franzosen ausnehmen kann! Wem das Blatt Frankreich patriotisch afficiren soll, der muß das letzte Blatt von Fleiß und Faulheit nicht gesehen haben. Das hatte Hogarth vergessen. Oder war er, gegen sein patriotisches Selbstgefühl, ohne es zu wissen, ein Prophet? Ahndete ihm etwas von einer Zeit, wo der reichsten Nation nichts dringender Noth thun würde, als Rumfordsche Suppe? und dieß unter der Regierung eines der besten und menschenfreundlichsten Fürsten?

Was

Was dem Blatte Frankreich für den Kunstliebhaber noch den meisten Werth gibt, möchte wohl die Gruppierung der Truppen im Vordergrunde, und in dieser besonders die geistliche Figur an der Spitze der weltlichen Eroberer seyn. Dieser Geistliche, nicht der Officier, erscheint hier als der wahre Heerführer. Der Officier ist eine Nebenperson. Er sitzt zur Seite, und brät Frösche. Verloren im Enthusiasmus, der ihn auch in seiner Feldküche unter dem freyen Himmel in Gegenwart seiner Leute nicht verläßt, jauchzt er sein Vive le Roi (vieux style), und

sein schwärmender Blick begegnet nicht dem Blicke des Soldaten, der neben ihm, den hungernden Mund an den Flintenlauf gedrückt, nach den halb gebratenen Fröschen schmachtet. Aber dem Geistlichen ist es ein Ernst mit der Expedition. Als eine Hauptfigur zeigt er sich auch auf der Mitte des Blattes. Die Stelle des stärkeren Lichts vertritt bey ihm, dem Sohne der Finsterniß, der stärkere Schatten, der durch die dunklere Farbe seines Habits entsteht. Einen Degen darf er nicht tragen. Das erlaubt die Kirche nicht. Aber ein Beil? Das ist etwas anders. Mit dem Beile, statt

statt des Degens, in der Hand führt
er seine Gläubigen an. Vor den
Soldaten der Pfaffe; vor dem Pfaf-
fen die Beweisgründe des wahren
Glaubens; das ist die Hogarthische
Schlachtordnung beim Ausmarsche
dieser Eroberer; und der Hogarthische
Gedanke dabei ist doch wohl: "Seht
hier nur gleich zuerst anrücken, was
zuverlässig hinten nach kommen würde,
wenn, in umgekehrter Schlachtorb-
nung, die Soldaten für den Pfaffen
und der Pfaffe für seinen Bauch und
seinen Glauben Alt-England erobern
— könnten!

Das Gesicht des Pfaffen und die Bewegung der rechten Hand, mit der er die Schärfe seines ersten Beweisgrundes prüft, könnten nicht bedeutsamer und energischer seyn. Der Z — selbst lacht aus dem schadenfrohen Gesichte.

* * *

Der jovialische und derbe Patriotismus auf dem Blatte England, macht zuerst, wenn man aus dem Hogarthischen Frankreich herüber kommt, bemerflich, daß man von so etwas in Frankreich keine Spur sah. Anders, als durch diesen Gegensatz, konnte

konnte auch Hogarth, als Mahler, den Mangel des Patriotismus auf dem ersten Blatte nicht ausdrücken.

Der positive Ausdruck auf dem Blatte England beruht, zum Glück für den Künstler, auch nicht bloß auf dem geschriebenen God save the King und Rule Britannia. Er beruht, wie die Pistole und der Degen, auf den sichtbaren Beweisen des Nationalwohlseyns und der Nationalkraft. Daraus erklärt sich der heroische Drang des kleinen Rekruten, der unter dem Längensmaße der Tapferkeit den Augenblick nicht abwarten kann, sich auf

eine andre Art mit dem Feinde zu messen. Die Soldaten, die im Hintergrunde exercirt werden, klären das Uebrige auf. Der Patriotismus, eine Reflexionsempfindung, die unmittelbar dem Auge darzustellen unmöglich ist, erscheint also hier in seiner einfachsten und populärsten Energie als ein Resultat der ganzen Composition. Das ganze Blatt ist Text zu der Musik, die der Pfeifer spielt.

Hr. Ireland spricht bey dieser Gelegenheit etwas bedenklich von alten Zeiten. Wir sehen hier, sagt er, eine Gesellschaft wohlgenährter und hochherziger Britten mit aller
fröhli-

fröhlichen Kühnheit der alten Zeiten, bereit, ihr Vaterland zu vertheidigen.

Der satyrische Theil dieses Blatts ist so John-Bullisch, daß er nur durch den jovialischen entschuldigt werden kann. Denn der Popanz, den der Grenadier an die Wand mahlt, ist doch immer ein Werk des Künstlers, der den Grenadier sammt dem Popanz gemahlt hat; und hätte sich der Künstler in dieser Vorstellung nicht gefallen, so würde er nicht durch den Ausdruck der Aufmerksamkeit, mit der die fröhliche Ge-

gesellschaft der Arbeit des Satyrikers zusieht, auch die unsrige auf denselben Gegenstand geleitet haben. Der Grenadier hätte dann, als eine Nebenperson, seinen politischen Antichrist etwa in einem Winkel porträtiren können. Auch wäre nicht eben Lebensgröße zur Schönheit des Bildes nöthig gewesen. Aber Hogarth ist nicht der einzige unter den Künstlern, die Dichter ja nicht ausgeschlossen, der seinem Herzen die kleine Freude gegönnt hat, seine Helden zu Lastträgern seiner kleinen Sünden zu machen, und ihnen in den Mund oder in den

Pinzel

Pinfel zu legen, was der Künstler selbst um des Himmels willen nicht in seinem eignen Namen gethan oder gesagt hätte, wenn es ihm gleich eine unbeschreibliche Freude machte, es durch einen Andern zu thun oder zu sagen. Und nehmen sich denn nur die Künstler dergleichen, ihrem Bedünken nach, unschuldige, wohl gar lobenswerthe Freyheiten? Hat es noch keinen Moralisten gegeben, in dessen Sittenlehre gegen gewisse Untugenden und Laster so con amore geelfert wird, daß sich der geheime Geschmack gar nicht verkennen läßt, den der Mo-

ralist selbst, vermuthlich ohne es zu wissen, an eben diesen Untugenden und Lastern fand? Es gäbe einen trefflichen und noch nie benutzten Stoff zu einer neuen Comödie, die Comödie, die der Mensch mit sich selbst spielt.

Die englischen Grenadiere müssen übrigens zu Hogarths Zeit zugleich als Mahler berühmt gewesen seyn; oder Hogarth muß einmahl in einem Grenadiere einen Amtsbruder entdeckt haben, der einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hat. Denn in der schlechtesten Gesellschaft auf dem dritten Blatte

von

von Fleiß und Faulheit sahen wir, wie hier in der guten, einen Grenadier, fast in derselben Stellung, nur im Hintergrunde, mit der Ausübung einer von den zeichnenden Künsten beschäftigt. Durch die Art wie der unbescholtene Grenadier, den wir hier sehen, den Pinsel führt, ist recht gut ausgedrückt, daß er mit starken Zügen mahlt. Dem Pinsel selbst fehlt es auch nicht an Stärke; und doch steckt auf den Fall, wenn er nicht scharf genug streichen sollte, schon ein anderer im Farbentopfe in Bereitschaft. In diesem Topfe, der zugleich die
Stelle



Stelle des Paletts vertritt, ist denn doch wohl nur Eine Farbe befindlich, und vermuthlich keine chinesische Tusche. So mahlen deutsche Ritterromanenschreiber die Charaktere ihrer Helden und Heldinnen, wie hier Ludwig XV. gemahlt wird, kräftig und mit Einer Farbe, die aber in's Feld scheint.

Artig contrastirt die Ruhe des militärischen Mahlers mit dem lauten Enthusiasmus seiner Bewunderer. So bringt es auch das wahre Verhältniß des Künstlers zum Publicum mit sich. Laut und feindselig gegen
den

den Feind an der Wand äußert sich
hier aber nur der männliche Enthusias-
mus. Der weibliche zeigt sich von
der kritischen Seite. Der Matrose,
der es sich auf dem Tische bequem ge-
macht hat, schreyet dem Feinde eine
verwegene Herausforderung zu. Der
Soldat, der sich brüderlich an den Ma-
trosen lehnt, demonstrirt und sicht zu-
gleich, und mit demselben Instru-
mente. Das bringt wieder der mili-
tärische Sinn des Begriffs einer De-
monstration mit sich, wenn gleich
Hogarth daran schwerlich dachte.
Eine Demonstration in der
Sprache

Sprache der Taktik ist, bekanntlich, eine Bewegung, die einen Angriff vermuthen läßt. Sehr oft ist die Demonstration nur eine Kriegslist, um den Angriff, der von einer ganz andern Seite wirklich erfolgt, zu maskiren. Das soll aber selbst bey Demonstrationen, wo mit der Feder gefochten wird, eben so oft der Fall seyn, seitdem die Wissenschaften nicht nur geehrt, sondern auch honorirt werden. Eine Demonstration in den wissenschaftlichen Schriften dieser Art wäre dann nichts weiter als — eine Demonstration. Der wahre

wahre Angriff, der dadurch maskirt wird, ist gegen die Casse des Berlegers gerichtet. Warum sollte auch der Lehrstand sich nicht terminologisch immer mehr mit dem Wehrstande befreunden, da die Verwandtschaft der Fechtkunst mit der Disputirkunst uralte ist, und es immer mehr das Ansehen gewinnt, als ob sich ohne Hieb und Stich gar kein Terrein im Lande der Wissenschaft weder erobern, noch behaupten lasse?

Der kritische Patriotismus der beiden Schönen auf diesem Blatte ist von so delicateser Natur, daß er gar
keinen

keinen Commentar gestattet. Kein geringes Talent gehörte wenigstens dazu, die Spitze der Gabel, deren Elasticität das eine Mädchen prüft, zu erläutern, ohne sich zu stechen.

XLI.

Der Dichter in der Noth.

XLI.

The distress'd Poet.

Der Dichter in der Noth.

Sollte eigentlich heißen: Der
Reimschmidt in der Klemme.
Das ganze Stück ist meines Erach-
ten Hogarths Genies völlig unwür-
dig, und steht, ohne des Erklärers
jetzige Wahl, nur bloß deswegen ver-
zeihlich hier, weil wir nach und nach
alle Stücke vorzunehmen gedenken.

Die ganze Absicht ist verfehlt. Hielte der Mann, der hier den Dichter oder Reimschmidt vorstellen soll, statt der Feder den Grabstichel in der Hand, so wäre es der Kupferstecher in der Klemme; denn was er im Nacken unter der Perücke mit der andern sucht, das sind doch fürwahr nicht bloße Reime! Was den an die Wand geflehten Prospect auf die Goldbergwerke von Peru noch erträglich macht, ist (dürstig) der Umstand, daß der Reimer jetzt gerade über den Reichtum reimen will. Riches a Poem: Reichtum ein Gedicht, ist das Blatt überschrieben, das vor ihm liegt.

Dieses

Dieses ginge noch alles hin; allein, daß er ein junges, nicht häßliches, und dem Anscheine nach unschuldiges Weib, die nicht etwa auch Oden recitirt, oder Reime zu einem Gedichte über Deconomie im Nacken sucht, sondern die, rechtschaffen und brav, die Gedankenstriche in ihres Mannes Beinkleidern mit Nadel und Faden auszufüllen beschäftigt ist: daß er diese, sage ich, mit dem weinenden vielleicht hungernden Kinde oben drein hier zum Spott beybringt, ist kaum auszuhalten. Ich vergebe unserm Künstler seine kleine Zoten gerne. Wir haben ja selbst unter uns Schrift-

steller, die solchen wichtigen Schärfungen des Vorgefühls bey der Jugend, und Wiederauffrischungen des Nachgefühls bey den Alten beiderley Geschlechts ihren ganzen Ruhm, oder was man wenigstens jetzt so nennt, zu danken haben. Ihre Schädlichkeit hängt von Zeit und Ort ab, und ihre gänzliche Unschädlichkeit bey manchen Gelegenheiten ist erwiesen. Allein Hogarths Verstoß auf diesem Blatt ist wider die Natur, zu jeder Zeit und in jedem Alter. Das Mensch mit dem Kerbholze ist ein Milchmädchen, die alte Milchschulden einfordert. Das Uebrige auf diesem ganzen Blatte

Blatte ist nichts werth, weil ihm die Hauptstütze, vernünftige Belehrung, fehlt. Das Bild fällt in die Zeiten des steigenden Ruhms des Künstlers. Diese Zeiten sind gefährlich. Wohl dem, der wenn er ausglitscht, sich alsdann so wiederum zu heben weiß, wie Er.

Z u s ä t z e.

Aber wenn wir nun ohne üble Laune dieses Blatt noch ein Mahl ansehen; wird es auch dann bey dem Urtheile: "Das Uebrige ist nichts werth," sein Bewenden haben?

Das Lieblose in dem Spotte, das hier nicht zu verkennen ist, ernsthaft entschuldigen, scheint noch ärger zu seyn, als, selbst lieblos spotten. Denn wenn der Witz einmahl im Sprudeln ist, läßt sich nicht immer berechnen, wie viel Bläschen aufsprühen sollen; aber ein Erklärer muß jedes Wort, das er schreibt, verantworten können, wie ein Rechnungsführer jede Zahl. Gleichwohl liegt schon in eben dieser Wahrheit die Entschuldigung, deren Hogarth freilich bedarf. Der Mann nahm es nun einmahl mit der Delicatesse nicht so genau, eben darum nicht, weil er ein Satyriker von Profession war.

wur. Nur dann, wenn die kleinen Züge von Inhumanität, durch die er seine Satyre belebt, nicht einen gerechten Spott unterstützen, verdient er selbst die Geißel. Ist denn nun aber der Spott auf diesem Blatte so ganz ungerecht? Sollte der treffliche Lichtenberg nicht in einer gewissen weichmüthig = verdrießlichen Laune, gegen seine Gewohnheit, den Geist dieses Blattes verkannt haben?

Wenigstens urtheilt der nicht ganz consequent, wer diese Darstellung der bitteren, aber augenscheinlich nicht unverschuldeten Armuth eines Reimschmides inhumaner findet, als die

eben so bittere und , so viel man sehen kann , unverschuldete Armuth der bewaffneten Jammergestalten auf dem Blatte Frankreich.

Die häusliche Wirthschaft eines armen Poeten sollen wir hier anschauen. Und in die Ausführung dieser Idee sollte derselbe Künstler , der die Wirthschaft der herumstreifenden Comödiantinnen, eine mit jener so nahe verwandte Idee, lehrreich zu zeichnen mußte, gar keine vernünftige Belehrung zu legen verstanden haben?

Für's Erste müssen wir uns nicht durch das hübsche Gesicht der Frau
Dichte-

Dichterinn, auch nicht durch die überaus nützliche Arbeit bestechen lassen, mit der wir sie beschäftigt sehen. Besser für den Sinn des ganzen Blatts wäre es, wenn diese junge Frau, die denn immerhin hübsch bleiben möchte, nur nicht so gutmüthig aussähe, oder wenn sie unter andern auch durch Nachlässigkeit in ihrem Anzuge bewiese, daß sie keine sonderliche Hausfrau ist. Ist sie denn das nicht? Fragt nur das ganze Blatt mit unbefangenen Augen!

Bettelarm sind diese Leute noch nicht. Weder in dem Haushabite der Frau, noch in dem Schlafrocke
des

des Mannes bemerkt man Spuren des durch poetische und prosaische Beschreibungen hinlänglich bekannten und abgestumpften Zahns der Zeit. Wer sich in die Frau Dichterin ver-
liebt hat, wird nachdrücklich behaupten, daß dieses gute und unglückliche Weib mit ihrer Nadel dafür Sorge, daß wir hier bey allen Zeichen der häuslichen Verlegenheit doch nichts Zerrissenes gewahr werden. Er mag auch Recht haben. Ganz ohne Sinn für häusliche Thätigkeit ist die Frau Dichterin nicht. Sie ist, wie wir sehen und aus dem Gesehenen schließen, fleißig mit der Nadel beschäftigt. Aber
warum

warum denn nur mit der Nadel?
Ist etwa ihre häusliche Tugend Fleiß
ohne Ordnungsliebe? Sehet
euch einmahl in dieser Stube um!
Der Staats = Rock des Herrn Ge-
mahls dieser fleißigen Hausfrau liegt
in lyrischer Unordnung zu ihren Füßen
auf dem Boden; und auf dem Rocke
liegt eine Mutterkaze, die, wie es
sich gehört, ihre Käzchen stillt, wäh-
rend das Pfand der Liebe dieses ver-
ehelichten Menschenpaars — hinten
in der Wiege muß man den Wicht
suchen — so erbärmlich schreut, daß
sich ein tauber Zuschauer die Ohren
zuhalten möchte, ohne daß sich weder

der

der Vater, noch die Mutter nach dem Kinde umsehen. Wenn dieser Rock bey der Befriedigung der ersten Bedürfnisse der kleinen Kassen kein Andenken davon trägt, kann der Eigenthümer oder Inhaber von Glück sagen. Und das kann die Frau so ansehen? O ja. Sie flickt ja ihrem Manne das Stück seines Männercostums, das ihm unentbehrlich als der Rock ist. Auch liegt ja, nicht weit davon, ein Schnupftuch, oder was es sonst für ein Tuch ist, auf dem Boden, und dabei noch einige Zeugschnitzelchen, Alles vielleicht zur Bequemlichkeit des Hundes, der das Milchmädchen in
das

das Zimmer begleitet hat, und so-
gleich beim Eintritt neben der Thür
auf einem Stuhle eine Mundportion
findet, die ihm nicht entgehen kann.
Einen Stuhl neben der Thür machst
du zum Tisch und zur Speisekammer?
Hausfrau! Hausfrau! Mit der klei-
nen Wäsche, die in derselben Stube,
wo der Mann dichten, also gewisser-
maßen auch denken soll, am Camin
getrocknet wird, und die Luft mit Düs-
ten würzt, wollen wir es so genau
nicht nehmen. Wo nicht viel zu
waschen ist, muß oft gewaschen und
das nasse Zeug zuweilen sogar geräu-
chert werden, damit es nur geschwin-
der

der trockne. Aber neben dem Camin steht wieder ein Gefäß, worin ein trinkbares Fluidum befindlich zu seyn oder gewesen zu seyn scheint, auf einem kleinen Stuhl oder Schemel. Der Stoßdegen zu den Füßen des Eheherrn und die Kleiderbürste daneben, hätten auch süglich können aufgenommen, und überhaupt hätte die Frau leicht im Zimmer Ordnung stiften können, wenn gleich im Kopfe des Mannes keine war.

O weiblicher Ordnungsgeist, wie ehrwürdig bist du dem verständigen Manne, und wie nothwendig besonders da, wo ein schöner Geist

Geist hauset, wenn dieser nicht wie ein unsauberer Geist vor den Leuten erscheinen soll! Und wo vollends, wie in der poetischen Wirthschaftsprose hier auf dem Blatte, jedes Stümpfchen und Restchen und Lappchen zu Rathe gehegt seyn will, wenn ihrer Drey von dem Leben wollen, was die Feder eines Reimers erkrizelt, da ist dem armen Manne mit dem Fleiße eines Weibes ohne Ordnung nicht viel mehr geholfen, als der Welt mit seinen Reimen.

Die gute Frau! ruft nun schon wieder ein Liebhaber. Mein, ein so strenges Urtheil hat sie denn doch nicht ver-

dient. Mein; das wollte Hogarth
gewiß nicht sagen. Nein; diese un-
verkennbare Gutmüthigkeit — —

Aber, Freund oder Liebhaber, wer
streitet denn dieser Frau auch schon die
Gutmüthigkeit ab? Wir wollen sie
ja alle bedauern. Allem Ansehen
nach hat sie ihr gegenwärtiger Mann
durch poetischen Hofus-Pokus, durch
elenden Singsang von Herzen und
Schmerzen, und was dergleichen mehr
ist, bezaubert, wie man es poe-
tisch nennt, oder, prosaisch und rich-
tiger gesprochen, beschwächt. Sie
ist vermuthlich in dieses Lamento ge-
rathen, wie in die Arme des Reimers,
ohne

ohne selbst eigentlich zu wissen, wie. Sie hat ihm ihre Hand gegeben, weil er so ein guter Mann war. Wovon er sie nähren wollte, dafür ließ sie ihn sorgen. Jetzt hat sie Zeit, den Segen der Poesie zu bedenken. Aber sie scheint vom Denken noch immer nicht viel zu halten. Sie sieht bey ihrem Glückwerk in eben dem Grade sorgenlos aus, wie er bey dem seinigen jammervoll. Nicht einmahl das Schnauben der Milchdirne, die mit böotischer Impertinenz ihr Geld verlangt, bringt diese gute Hausfrau aus ihrer sanften Fassung. Es ist ein Glück für sie. Aber Schaden könnte

es auch nicht, wenn sie einmahl die Nadel niederlegte, Ordnung im Zimmer stiftete, dann den Schrenghals aus der Wiege auf den Arm nähme, und mit ihm vor den Mann träte und spräche: "Vater dieses Kindes, geh in dich! Thu das Deinige, damit wir leben können, wenn ich das Meinige thue. O, gib von dieser Minute an ein Handwerk auf, das weder Brod noch Ehre bringt, wenn man es treibt, um sich davon zu nähren!"

So verstockt scheint dieser arme Mensch nicht zu seyn, daß ein vernünftig kräftiges Wort nicht bis zu seinem matten Herzen durchdringen könnte.

Sein

Sein Gesicht sagt zu deutlich, wie tief er empfindet, was einer unsrer deutschen Schriftsteller einmahl die Leiden der Poesie nannte, das will sagen, die unaussprechliche Qual, mit allem Drücken und Drehen der widerspenstigen Gehirnsfibern den Reim, den man sucht, nicht finden, oder den Gedanken, den man von weitem kommen sieht, nicht in seinen poetischen Wirkungskreis, das will sagen, in den Râsicht des Sylbenmaßes herbeizaubern zu können. Aber ohne das Gefühl dieser Leiden möchte wohl alles Hauskreuz den stolzen Geist nicht beugen, der zu sich selbst spricht: "Ich

bin doch ein Genie, die Leute mögen von meinen Werken denken, was sie wollen." Prosaischer ist denn freilich kein Gedanke, als eben dieser. Aber dergleichen Krücken verwandelt ein solches Genie, mit dem es nicht fort will, leicht in Stelzen, und die Stelzen nennt es Flügel. Dann geht es im Doppelschritt des hohen Selbstgefühls über Stock und Stein vorwärts bis — z. B. an die Goldminen von Peru. Was sollte den Träumer, der, alles Zweifels und Gegenredens der Vernünftigen im Publicum ungeachtet, steif und fest an seine Genialität glaubt, verhindern, auch an die Möglichkeit

lichkeit zu glauben, durch ein gelungenes Gedicht über den Reichthum reicher zu werden, als Pope durch seine Uebersetzung des Homer wurde? Liegt nicht schon etwas rein Genialisches und wahrhaftig Dithyrambisches in dem bloßen Gedanken, reich werden durch ein Gedicht über den Reichthum? Was ist geistreicher, entzückender, und origineller, als aus einem poetischen Projecte das köstlichste aller prosaischen Objecte durch eine und dieselbe Idee heraus zu dichten? Wäre es nicht ein Meisterstreich, den gemeinen Frosch, wie neuerlich einer dieser genialischen Männer das Pu-

blicum genannt hat, auf eine so witzige, und so energische Art bey der quackenden Kehle zu packen?

Uebrigens kann man, wenn man gegen, nicht für Hogarth dieses Blatt erklären will, auch sagen: Der Einsall ist doch gar zu platt, eines armen Teufels dadurch zu spotten, daß man ihn ein Gedicht auf den Reichtum machen läßt und eine Zeichnung der Goldminen von Peru über seinen l—s—gen Kopf hängt. Und der obige Versuch, die Ehre des Künstlers durch eine gezwungene Anleihe weit hergehohlter Gedanken zu retten, ist nicht sehr tröstlich.

Die

Die englischen Erklärer haben ihr Augenmerk mehr auf die Sachen, die auf diesem Blatte vorkommen, als auf die Personen gerichtet. Der Ungenannte, wie ihn Lichtenberg nennt, möchte das Ornament mit den neun Buckeln, das über dem Camin hängt, allenfalls für einen hölzernen Behälter von Pariser Pflaster ansehen. Der Feuerstörer (poker) neben dem Camin scheint ihm vermuths ein Rappier gewesen zu seyn. Beides ist möglich. Aber was hilft uns diese Möglichkeit, um den Sinn des Ganzen besser zu verstehen? Hat der arme Poet nebenbey unter den

schönen Künsten auch die Fechtkunst
getrieben? Deutet etwa dahin auch
der Degen auf der Erde? Gesezt nun,
so wäre es; was soll es? Wo liegt
der Witz in dieser Verbindung? Und
wozu die übrigen Ornamente des Fuß-
bodens neben dem Poeten, abgerech-
net die Papiere? Wer, wie die Com-
mentatoren der Philosophie in Deutsch-
land, das Undeutlichste am liebsten
erklärt, findet hier Arbeit.

Ueberhaupt gewinnt Lichtenbergs
Urtheil: Das Blatt ist nichts
werth, weil ihm die Beleh-
rung fehlt, immer mehr an Au-
torität, je älter und sinnreicher die
aufge-

aufgeklärte Welt wird. Welche Satyre wäre jetzt noch spitz oder breit genug, das Organ des gesunden Verstandes im Kopfe eines verunglückten Poeten zu treffen, der seine witzelnde Abgeschmacktheit für das untrügliche Merkmal des einzig richtigen Geschmacks, und seine pöbelhafte Imperitienz für Genie hält? In Deutschland vollends kann Satyre, wie diese, zu gar nichts mehr nützen. Denn in die Klemmen, die wir hier im Bilde sehen, kann ein deutscher Reimschmidt, der mit Weib und Kind vom Ertrag seiner Feder leben will, im neunzehnten Jahrhundert nicht

nicht mehr gerathen, er mußte sich denn nicht entschließen können, als ein allerneuestes d. i. kritisches Genie zugleich ein Theorienschmidt zu werden, eine billige Capitulation mit seinem Ehrgefühl abzuschließen, und dann die Zeitungen und Journale mit seinen Kritiken anzufüllen, oder, noch besser, in eigner hoher Person ein kritisch - poetisches Journal oder ein Athenäum zu schreiben.

XLII.

Das lachende Parterre.

XLII.

The laughing audience.

Das lachende Parterre.

Dem Erklärer dieser Blätter sind sehr viele Copien dieser Ausstritte zu Gesichte gekommen, aber nicht eine einzige darunter, die diesen Kiepenhaufischen auch nur an Werth nahe käme. Uebrigens haben diese Blätter keine Erklärung nöthig, und die einzige Absicht des Künstlers scheint haupt-

hauptsächlich gewesen zu seyn, dem Leser das Vergnügen zu gewähren, alles selbst zu finden. Also nur ein Paar Worte. Das Blatt stellt die vordern Bänke des Parterres eines Schauspielhauses vor, nebst einem Theile des Orchesters. Unter den blasenden Köpfen im Orchester kann einer das Lachen kaum verbeißen, das alle die übrigen überwältigt, die beiden Mitblasenden ausgenommen. Es geht also auf dem Theater gewiß etwas Lustiges vor, weil es der Miß auf der ersten Bank so gut als der Mistriß auf der zweyten gefällt, und den beweglichen Alten so gut verzerrt,

zerrt, als auf den gesetzten unbiegsamen wirkt. Wer wollte hier nicht mitlachen? Daß indessen während des lachens musiciert wird, beweist, daß es entweder eine Operette oder eine Pantomime sey, wahrscheinlich das letztere, und so könnte die Scene in Saddlers Wells seyn. Der Hintergrund enthält Auftritte von transcanalischen Messieurs mit Apfelsinen-Mädchen, und so genannten Stadt-Damen (Women of the town).

Z u s ä t z e.

Hr. Ireland ist der Meinung, Hogarth habe sich auf wenigen

Blättern so in seinem wahren Charakter gezeigt, als auf diesem. Er setzt seiner Erklärung auch das Motto vor:

*Let him laugh now, who never
laugh'd before,*

*And he, who always laugh'd,
laugh now the more;*

zu Deutsch etwa so:

Heute lache, was bis heute

Nie des Lachens sich gefreut.

Was sich stets des Lachens freute,

Lach' aus vollem Halse heut.

Aber es ist und bleibt eine schlimme Sache, auf ausdrückliches Verlangen lachen zu sollen, auch wenn das Verlangen gar nicht ungebührlich ist. Denn es geht mit dem Lachen beinahe wie mit der Liebe. Beides muß

uns

uns entweder überrumpeln, oder über-
schleichen. Sagt mir Jemand ernst-
haft: "Verlieben Sie sich doch!" so
frag' ich lachend: "In was denn?"
Und auf den Zuruf: "Lachen Sie
doch!" folgt die ernsthafteste Frage:
"Worüber denn?" Und so wie das
Erste ein Riegel gegen die Liebe ist,
so sichert das Zweyte gegen das Lachen.
Eltern, Erzieher, und Erklärer sa-
tyrischer Kupferstiche sollten dieß be-
denken.

Im Grunde ist aber auch auf
diesem Hogarthischen Blatte wenig
von Hogarthischer Satyre zu finden.
Die ganze Composition ist meist nur ein

Spaß. Es ist lächerlich, eine Menge Menschen laut lachen zu sehen. Denn so wie das Lächeln — das heimtückische und das sardonische abgerechnet — fast jedes Gesicht verschönert, so macht das laute Lachen die meisten Gesichter zu Caricaturen, als ob die Natur sich an dem vernünftigen Wesen unbilliger Weise dafür rächen wollte, daß ihm das Ungereimte unter gewissen Bedingungen Vergnügen macht, während das vernünftigste Wesen in der Menschenwelt oft die größte Ursache hat, der Natur dafür zu danken, daß es in einer solchen Welt, wo die Ungereimtheit überall vortritt und
überall

überall das große Wort führt, wenigstens lachen kann. Doppelt lächerlich ist der Anblick einer lachenden Gesellschaft, wenn man nicht weiß, worüber gelacht wird, wie es uns hier mit dem Hogarthischen Parterre geht. Für uns wird eben deswegen das Parterre zum Theater. Wir lachen über die Lacher, was sich auch in guter Gesellschaft, wenn ein allgemeines Gelächter entsteht, nicht selten ereignet. Und sollte nicht schon mehr als Ein Mal ein gescheuter Schauspieler, wenn er in seiner Rolle auf dem Theater lachen mußte, sich der guten Gelegenheit bedient haben, seinem verehrten Pu-

blicum in's Gesicht zu lachen? Wo stand denn Hogarth, als er diese schöne Parterre - Comödie nach dem Leben zu zeichnen Gelegenheit hatte? Wenn er nicht auf dem Theater hinter den Couliissen hervorlief, wie konnte er denn dem lachenden Parterre und selbst den Bläsern im Orchester gerade in's Gesicht sehen? So versetzt das Bild nun auch uns auf das Theater, indem es uns als Zuschauer den Zuschauern gerade gegenüber stellt. Und so wäre denn Alles, Comödie und Anti - Comödie, in seiner Ordnung.

Durch

Durch zwey Contraste wird der Effect dieses Bildes gehoben. Während das Parterre nach Herzens Lust sich satt lacht, sitzen im Vordergrunde drey Männer, die nicht lachen dürfen, und im Hintergrunde drey, die nicht lachen wollen. Jene müssen bey ihrer musicalischen Arbeit den Mund zusammenziehen, den das Lachen aufreißen würde. Vielleicht haben die beiden linker Hand sich schon an dem Stücke satt und müde gesehen und an der Musik satt und müde gespielt, wie es diesen guten Leuten oft begegnet. Die Drey im Hintergrunde, die nicht lachen wollen, sind erstens die beiden

Elegants, und zweytens der Kunst-
richter. Für ein Kunstrichter. Ge-
sicht erklärt wenigstens Hr. Ireland
das leicht auszufindende Gesicht mit
der spizigen Nase, den halb eingefal-
lenen und halb zusammengezogenen
Lippen, und der gerunzelten Stirn.
Da sehen wir, nach Hrn. Ireland,
die affectirte Affectlosigkeit
in ihrer ganzen Würde. Vielleicht
gab es auch schon damahls kritische
Genies, die sich nach Grundsätzen
mit rühmlichen Fleiß auf die kalte Be-
geisterung legten. Seiner kritischen
Würde nichts zu vergeben, gönnt der
strenge Richter hier den Schauspielern
auch

auch nur einen von den beiden Sinnen, die sie beschäftigen wollen. Er hört hin, aber mit weggewandtem Gesichte.

Die beiden *Elegants* wollen nicht mitlachen, weil es zum guten Ton gehört, nur selten um des Schauspiels willen in's Schauspiel zu gehen, und der Regel nach, wenn Andre auf das Stück merken, sich auf eine pikantere Art zu amüsiren. Hr. Ireland findet Aehnlichkeit zwischen dem einen dieser zierlichen Herren und einem halb verhungerten Windhunde. Bei der Kritik ihres Costums berührt er spöttelnd den Geschmack "unsrer achtbaren Vorfahren, die der Natur trog-

ten, und sich über alle Schicklichkeit hinaussetzten." Unsre neuesten Elegants wissen freilich Natur und Kunst besser zu vereinigen. Sie drehen den natürlich geschorenen und ungepuderten Kopf auf dem künstlichen Halse von dicken Tüchern und Polstern mit eben der Leichtigkeit, wie sich auf einem Schwanenhalse ein Schwanenkopf dreht. Und wer ihnen nachsagt, daß sie sich über alle Schicklichkeit hinaussetzen, hat noch keine von den exaltirten Beinkleidern angezogen, die beyläufig bis unter die Arme reichen, was denn doch der allerneueste Pariser Geschmack verlangt.

XLIII.

Das Collegium medicum.

XLIII.

Das Collegium medicum.
(Consultation of Physicians.)

Diesen Titel führt gegenwärtiges
Blatt beym Nichols. Sonst hat es
bey Hogarth selbst die Umschrift:
The company of undertakers;
die Leichenbesorger - Gilde; ei-
gentlich Begräbniß - Besorger.
Ich habe das erste Wort vorsätzlich
gewählt, weil Leiche im Deutschen
einmahl

einmahl so viel als Begräbniß ist, und da sagt das meinige so viel als undertaker im Englischen; fürs zweyte sagt aber Leiche im Deutschen auch so viel als Leichnam, und da hieße jenes zugleich so viel als Leichnambesorger. Gilde, das ist die Gilde, die dafür sorgt, daß ein Leichnam zu rechter Zeit da ist, und das wären die Undertakers, die Hogarth eigentlich gemeint hat. Undertakers in dem ersten Sinn hat der mir etwas näher bekannt gewordene Theil Deutschlands nicht. Im zweyten Verstand aber möchte es nicht leicht dem kleinsten Städtchen daran fehlen, wenn etwa an graduir-

ten,

ten, doch gewiß nicht an ungraduirten,
und wenn vielleicht an U n d e r t ä f e r n,
doch gewiß nicht U n d e r t ä f e r i n n e n.

H o g a r t h hat dem ganzen Bild
die Form eines so genannten franztö-
fischen Wappenschildes gegeben, so
wie die Hermelinschwänzchen, die
Theilung durch einfache Wolken und
das Motto schon zeigen würden, daß
er das Ganze wirklich für ein Wap-
pen, und zwar der Undertäfer ange-
sehen wissen wolle, wenn auch die kurze,
aber äußerst launige Beschreibung des
Bildes in abscheulicher heraldisch-eng-
lischer Sprache, die dem Original be-
gefügt ist, dieses nicht deutlich zeigte.

Ich

Ich habe es nicht wagen wollen, diese Beschreibung zu übersetzen. Denn seit dem Gatterer unsere Heraldik deutsch und vernünftig sprechen gelehrt hat, würde Hogarths Absicht, die zum Theil war, die Sprache lächerlich zu machen, ganz verfehlt worden. Das heraldische Englisch besteht eigentlich aus $\frac{2}{3}$ von verdorbenem Französischen, das übrige ist verdorbenes Englisch mit verdorbenem Latein vermischt, und das Alles in Constructionen geschmissen, die weder Französisch, noch Englisch, noch Lateinisch sind. Heraldische Ausdrücke habe ich indessen auch hier beybehalten müssen, weil
doch

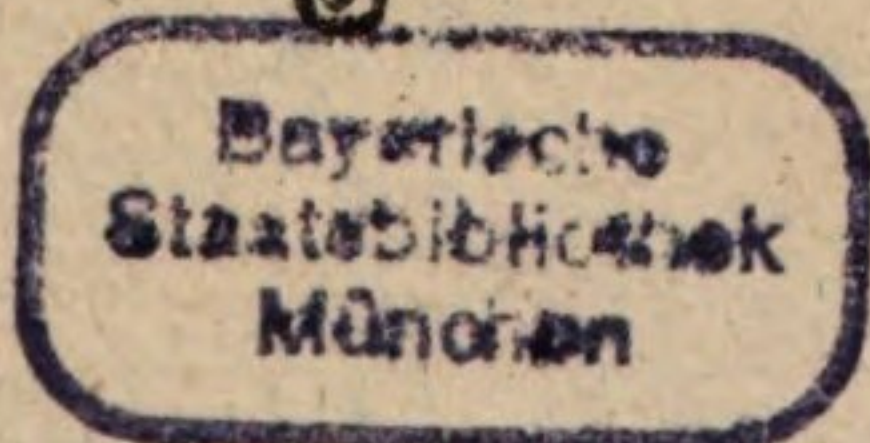
doch einmahl das Bild ein Wappen seyn soll.

Der Schild ist französisch, durch einfache Wolken in drey Plätze in die Queere getheilt. Der zweyte Strich wird durch die Tinctur und natürliche Wolken (Perücken) verdeckt. Schildes-Haupt: ein etwas gelörter Hanswurst, mit dem Hut schräg links auf einem Ohr. Der Hut selbst ist mit einem von blau und Silber schräg gevier- teten Prachtknopf beladen; die beiden Augen zum grimmen nach der Nasen-Spitze hervorbrechend. Die Jacke ist von roth, Gold, grün, blau und Silber gerautet. In der Linken

VII. Lieferung.

G.

hält



hält er einen Schenkelfnochen, wodurch, als das dritte Bein, dieser Löwe wiederum etwas leopardirt wird. Zur Rechten ein Quacksalber durch roth und Silber senkrecht getheilt, mit dem Stockknopf schräg links gegen die Mitte des Hauptes geneigt; zur Linken ein einäugiger Oculist durch eine linke Spitze von Purpur im silbernen Felde getheilt. Mit dem im Kopfe fehlenden Auge ist der Stockknopf belegt. Herzstelle und Fuß sind mit 12 Quacksalber-Häuptern besäet. Die rechte Seite des Herzens enthält deren zwey etwas gekrüpft, das Herz selbst einen, dessen Nase stark
ge

ge (spitz) weckt; die linke Seite des Herzens ditto gekrüpft, die Stirne des einen mit einer Prunk-Warze besamt. Die Perücken haben wenig Flug. In der Mitte des Fußes, einer fast hervorschreitend, da die übrigen mehr hervorbrechend sind; seine Brust ist mit einem Uringlase belegt und der Zeigefinger durchgesteckt; die beiden untersten scheinen zum Raube geschickt. Unterscheidungs-Stücke: Zwei Andreas-Kreuze aus Schenkelfnochen, und unten, vermuthlich auf einer Adlerlaßbinde, der Sinnspruch: Et plurima mortis imago. — Jedoch

nicht weiter in dieser Sprache. Die unterstrichenen Wörter sind alle in unserer Heraldik wirklich recipirt, daher fällt der größte Theil des Lebens weg, welches diese Beschreibung erhalten haben würde, wenn man neue, nach den alten unverkennbar gemodelt, hätte einmischen wollen. Dieses hat Hogarth gethan. Allein alsdann wäre zugleich der Spott auf die Sprache gefallen, welchen die unsrige nicht mehr verdient. Niemand wird es lächerlich finden, daß besondere Wissenschaften besondere Ausdrücke haben. Vergibt man es ja sogar der Königin der Wissenschaften, der Philosophie, daß

daß sie zumweilen, um deutlich zu reden, sogar undeutsch spricht.

Nun noch etwas zur Erklärung dieses Blatts. Ueber die Moralität solcher Satyren gegen ganze Menschenklassen sage ich hier wenig. Jedermann weiß wie sie zu nehmen sind. Die Aerzte sind seit jeher die rechte Stechschelbe satyrischer Scharfschützen gewesen, und doch hat wohl nie ein Stand weniger durch dieses ewige Schießen verloren, als gerade dieser. Aber in Wahrheit muß man auch diesem Stand die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er Satyren gegen sich immer sehr viel besser genommen

hat, als mancher andere Stand, von dem man es eher hätte erwarten sollen. Selbst die mittelmäßigsten unter ihnen nehmen sie meistens gut. Vielleicht etwa, weil sie sich groß dünken? Dieses sich groß dünken könnten aber, und können leider! die Mittelmäßigen eines jeden Standes eben so gut; und fürwahr der Eigendünkel selbst würde einen Tempel verdienen, wenn er solche Gesinnungen einflößte. Auch sind mir Beispiele von Aerzten, die, als Aerzte, den Arztverächte verfolgt hätten, nicht bekannt. Sie sind also wenigstens selten, ob sie gleich Gelegenheit genug hätten, in den Cabineten

neten

neten der Großen, und zwar den wichtigen worin der Macht — thron steht, und die Rechnungen dieser Zeit geschlossen werden müssen, ihren Gegnern Gnadenstößchen auszutheilen, von denen sie nicht so leicht wieder aufstehen würden. Allein man verfährt gewöhnlich offen und gerade; man verachtet nicht, denn das verräth Empfindlichkeit, sondern man lächelt mit; und, was über Alles geht, gesteht die Mängel der Kunst willig ein. Einer unserer größten Aerzte und Wundärzte sagt *): “Es kann gar nicht geleugnet

G 4 werden,

*) Richter's chirurg. Bibl. IX. Band,
S. 193.

werden, daß durch diese Ars salutaris im Ganzen eben so viel Schaden gethan, als Nutzen gestiftet wird."

Das ist aber, ruft gleich der Seelenarzt aus, nicht der Fehler unserer Wissenschaft, sondern der Stümper darin. Auch wahr! Allein die Königin der Wissenschaften, von der wir so eben redeten, hilft uns mit zwey undeutschen Wörtchen sehr deutlich aus dem Streit: objectivisch freilich nicht, sagt sie, aber subjectivisch: allemahl, so lange weder Engel allein die Kunst je lehren, noch Engel allein je treiben werden und können. —

Indessen ist Hogarth in diesem

Blatt

Blatt zu weit gegangen. Seine Köpfe sind größtentheils Porträte. Einige sollen sogar zum Sprechen getroffen seyn. Jeder dieser armen Teufel hatte sein Gesicht bloß für sich selbst und mit sonst keinem Menschen in der Welt, seine Unkunde aber mit mehreren gemein, und einem einzigen einen solchen Giftbecher für alle austrinken zu lassen, ist immer hart; ich bekenne dieses aus Grund der Seele, ob ich gleich gar nicht von der Classe der sogenannten Weichgeschaffenen bin, die dafür halten, daß man, wie die Lotterien ziehen, so auch die Satyren durch Waisenknaben schreiben lassen müsse. —

Die drey obern Köpfe, der mit roth und Silber, der Hanswurst, und der einäugige Oculist, sind alle drey Porträte. Der erste ist Dr. Ward, ein Kenntnißleerer aber glücklicher Practicus, der trotz aller Satyre gegen ihn, und bey aller seiner Unwissenheit sich in die oben erwähnten Audienzzimmer zu schleichen verstand. Es ist unbegreiflich, aber wahr. Seine Geschichte hat Nichols vortreflich. Er war ein verunglückter Mann von nicht gemeinen natürlichen Talenten, der endlich die Arzneykunst ergriff, um sich zu helfen; die Welt freilich wenig mit seinen Erfahrungen belehrte, aber desto mehr

mehr mit seinen Recepten in Contribution setzte. Er hatte ein rothes Blutmahl über die Hälfte des Gesichts, und hieß daher Spot Warden (Fleck-Warden). Es wäre daher sehr viel von ihm und seines gleichen zu sagen. Hier muß es unterbleiben. — Der Harlekin (das werden unsere Leserinnen kaum errathen) ist eine gewisse Madame Mapp. Sehr berühmte in der damaligen Zeit. Sie richtete verrenkte Beine und Schultern ein, alles durch Kraft, und oft sehr glücklich, und wurde daher die Taille-Meisterinn genannt. — Ihre Geschichte, die ich in Händen habe, und
die

die sehr unterhaltend ist, wäre aber selbst für einen eigenen Artikel eines Taschenbuchs zu groß. — Linker Hand ist der Oculist Taylor. In einer sehr guten Beschreibung heißt er der ältere; ich kann also nicht sagen, ob es der Ritter Taylor ist, den man in Deutschland sehr gut kennt. Ich selbst habe den so berühmten Taylor in meiner Kindheit gesehen, wie er sich auf die Schulter eines Knaben, wie auf eine Krücke lehnte, in einem rothen Mantel einher spazierte, und seine Taxen hob. Dieser von Hogarth abgebildete, der sehr getroffen seyn soll, war ein äußerst unwissender Mensch,

Mensch, und ein Windbeutel im höchsten Grad. Daß dieser ein Auge im Stockknopf führt, ist sicherlich nicht übertrieben, denn selbst der bey uns berühmte Taylor führt auf der Decke seiner Carosse statt der Prachtknöpfe Augäpfel mit Staarnadeln durchspiess. Der Abgebildete war viel gereiset, und versicherte seine Freunde in London, daß, als er in Petersburg gewesen sey, er um den Prinzen Herkulaneum (Heraklius) in einer gewissen Affaire zu sprechen, bis Archangel gereist sey, welches ganz am Ende des europäischen Asien liege. — So ist es mit den übrigen zwölf Köpfen mit
ihren

ihren zwölf Stockknöpfen, die in England mit unter die Köpfe gezählt werden (Cane-heads), wodurch Hogarth's Contrastirung der Köpfe mit Stockknöpfen einen Strich von lächerlichen mehr enthält, wovon doch indessen im Deutschen eine schwache Spur durch den Reim von Kopf und Knopf noch erhalten wird. Aber vieles ist nun freilich unverständlich geworden, und die Zeit hat manchen dieser Köpfe vom Pfahl abgenommen und begraben. Das was ich davon in Schriften gefunden habe, kann hier keinen Platz finden. Vielleicht aber erhält es unser Vaterland an einem andern

andern Ort, wenn Hr. Riepenhausen bey seinem Vorsatz bleibt, uns den Hogarth ganz zu geben. Denn wirklich kenne ich jetzt in Deutschland keinen Künstler, der so etwas mit so vielem Talente und dabey so weniger Prätension ausführen würde, als dieser. Das lachende Parterre ist Hogarth völlig, auch in der Manier und Leichtigkeit; und in den Köpfen der Quacksalber ist auch nicht ein Zug verloren gegangen *).

Zusätze.

*) Dieses Urtheil über das Talent des Hrn. Riepenhausen bezog sich auf die Proben im Göttingischen Taschencalender vom Jahr

1789.

Z u s a m m e n f a s s u n g.

Einer der berühmtesten Helden dieses Blatts, der große Augenarzt und Ritter John Taylor, hat seine eigne Lebensgeschichte geschrieben. Sie kam zu London 1761 heraus. Der Titel ist

1789. Die Erwartungen, die der vortreffliche Künstler damals erregte, hat er seitdem so übertroffen, daß, sein Talent jetzt noch empfohlen werden wollen, eine Ungerechtigkeit nicht nur gegen ihn, sondern selbst gegen das Publicum wäre. Indessen wird man der Bemerkung, die Hrn. R. betrifft, in dieser Sammlung als ein Andenken an die Zeit der Empfängniß dieses Werks gewiß ihr Plätzchen gönnen.

Anmerkung des Herausgebers.

ist etwas lang. Er ist ein pragmatischer Auszug aus dem Buche selbst. Aber giebt es denn nicht auch unter uns mehr als einen sehr gelehrten Mann, der noch nicht gelernt hat, seinen Schriften einen Titel zu geben, den man aussprechen kann, ohne dabei so viel Athem, wie zu einer ciceronianischen Bravour-Periode zu verbrauchen? Was den Titel der Selbstbiographie John Taylors so entsetzlich lang macht, ist überdem nur der Titel des Mannes selbst; und den dem Publicum in möglichster Ausführlichkeit vorzutragen, konnte er eben so gute Gründe haben, wie andre Gelehrte.

Was ist schöner und für das Emporkommen der Wissenschaften ermunternder, als wenn der Gelehrte selbst seinen berühmten Namen auf eine umgekehrte Pyramide von Wörtern stellt, die, so wie sich ihre Bedeutung verkleinert, in immer kleinern Zeilen nach unten zu, nichts ausdrücken als die ganze Masse der Ehren und Würden des Namens, der auf ihnen ruht; das Fußgestell seines Ruhms! Wer darinn einen Beweis der lächerlichsten Eitelkeit übrighens respectabler Männer sieht, verräth nur seine geringe Bekanntschaft mit dem wahren Zustande der Litteratur. Warum nennen sich Fürsten und Herren bey

feyer.

feyerlichen Gelegenheiten, und auch sonst wohl, mit allen ihren Titeln, deren Je länger je lieber sich mit einem *etc.*, der ewigen Knospe oder Samenkapsel künftiger, noch erwarteter Titel, endigt? Weil jede diese Qualifikationen ein Document der Rechtmäßigkeit des Besizes der specificirten Länder und Länderereyen, oder wenigstens der Ansprüche darauf, ist, und auf solche Art, ehrlich und offen, einigen in der Politik sehr gefährlichen Mißverständnissen vorbeugt. Was nun die Fürsten und Herren in ihren irdischen Reichen sind, das sind die betitelten Gelehrten im Reiche der

Wissenschaften. Die Unbetitelten haben in diesem Reiche entweder noch gar nichts zu befehlen, oder sie befehlen, selbst wider ihren Willen, nur im Namen der Betitelten. Gewöhnlich haben sie auch nichts geschrieben, als Romane, Gedichte und dergleichen unwissenschaftliche Werke. Nicht leicht wird auch ein Dichter oder Romanenschreiber so verwegen seyn, auf den Titel seiner unwissenschaftlichen Werke sich noch anders als mit seinem Namen zu nennen, wenn er nicht, um mehrerer Richtigkeit willen, auch diesen verschweigt. Selbst das einfache M. das, eine wahre Null unter den Buchstaben,

ben,

ben, seine Bedeutung ändert, je nachdem es vorn oder hinten steht — denn hinter einem Namen bedeutet es Magnus (der Große), vor einem Namen aber Magister — selbst dieses M. wird nicht leicht mehr ein versificirender Magister in unsern Tagen, selbst zu Leipzig nicht, auf dem Titel seiner Gedichte seinem Namen vorzusetzen wagen.

Also der Doctor der Arzneywissenschaft, John Taylor, nennt sich mit Recht mit allen seinen Titeln; und darum lautet der Titel seiner von ihm selbst verfaßten Biographie seiner selbst, in einer getreuen Uebersetzung, wie folgt:

Das Leben und die außerordentliche Geschichte des Ritters John Taylor (Von hier an denke man sich die umgekehrte Zeilenpyramide; aber die oberste Zeile wenigstens so lang, als das Papier in groß Folio breit ist), Mitglieds der berühmtesten Akademien, Universitäten und gelehrten Gesellschaften, Chevaliers an verschiedenen der ersten Höfe der Welt, berühmten Patent-Arzt des in den Apartementen vieler der größten Prinzen (Ist es nicht vortrefflich, daß sich der Mann zum Beweise seiner Vortrefflichkeit auf seine

seine Patente beruft? Warum sollte Patent-Gelehrsamkeit weniger werth seyn, als Patent-Schnallen, Patent-Pflaster und andre Patent-Sachen, die jeder Elegant und jeder Galanterie-Händler kennt?), päpstlichen, kaiserlichen und königlichen Ophthalmiaters seiner höchstsel. Majestät, des päpstlichen Hofes, der Person seiner kaiserl. Majestät, der Könige von Polen, Dänemark, Schweden etc. (Dieses etc. mitten im Text ist von vorzüglichem Effect. Es drückt eine wahre Plethora oder Uebersfüllung von Bürden aus.), der verschie-

denen Churfürsten des heil.
Reichs, des Königl. Infanten,
Herzogs von Parma, des Prin-
zen von Sachsen-Gotha, Durch-
laucht, Bruder Ihro Königl.
Hoheit, der verwitweten Prin-
zessinn von Wallis, des Erb-
prinzen von Polen (NB.), des
hochsel. Prinzen von Oranien,
der gegenwärtigen Fürsten von
Bayern, Modena, Lothringen
(NB.), Braunschweig, Anspach,
Bayreuth, Lüttich, Salzburg,
Middelburg (NB.), Hessen-Cas-
sel, Holstein, Zerbst, Geor-
gien etc. (Da steht das etc. recht
auf

auf seinem Plaze.), römischen Bürgers, kraft einer öffentlichen Acte im Namen des Senats und Volks, Mitglieds des Collegiums der Aerzte, Professors der Optik, Doctors der Medicin und der Chirurgie auf verschiedenen Universitäten umher, (Man bemerke, wenn man es nicht schon bemerkt hat, erstens, daß Sir John Taylor seinen Berufstitel, der allen übrigen vorgehen sollte, den Hostiteln weit nachsetzt; zweytens, daß der doppelte Doctortitel in der medicinischen Facultät, die mit der Medicin die Chirurgie von selbst unter

sich begreift, keine neue Erfindung der Deutschen ist; und endlich drittens, daß Doctor Taylor auf mehreren Universitäten umher promovirt hat, oder promovirt ist, eine Maßregel, die insofern nachgeahmt zu werden verdient, als die medicinische Doctorwürde die man auf einer Universität erworben hat, für den Doctor, der auswärts praktisiren will, in unsern mistrauischen Zeiten kein Präservativ gegen das beschwerliche Repetitions-examen vor dem Sanitäts-Collegio ist. Hier endigt auch der Titel des Doctor Taylor nach der gewöhnlichen oder onomastischen Methode.

Es

Es folgt nun die Fortsetzung paraphrastisch im historischen Styl:) der über dreißig Jahr fast ununterbrochen auf Reisen gewesen ist, während welcher Zeit er nicht nur in jeder Stadt dieser Königreiche, sondern in jedem Königreiche, jeder Provinz, jedem Staate und jeder Stadt von der allergeringsten Bedeutung und an jedem Hofe sich aufgehalten hat, und jedem gekrönten Haupte und souveränen Fürsten in ganz Europa ohne Ausnahme vorgestellt worden ist; enthaltend die größte Mannigfaltig-

nigfaltigkeit der unterhaltendsten und interessantesten Begebenheiten, so jemahls, wie man voraussetzt, in irgend einem Lande oder irgend einer Sprache an's Licht gestellt worden.

Punctum. Und nun sehe man durch dieses Titelmikroskop dem Manne, oder seinem Stockknopfe, noch ein Mahl in's Auge. Welche Vergrößerung!

Die gestrenge Frau Doctor M a p p liebte kürzere Titel. Sie nannte sich selbst mit dem unübersehblichen Namen *Crazy Sally*. Im Deutschen könnte man dafür sagen: die tolle Kehr-
dich - an - nichts. Von zwanzig
Pati-

Patienten, die sich ihr anvertraueten, starben unter ihren Händen, wie Hr. Ireland bemerkt, doch nur neunzehn. Das berühmte *Grubstreet - Journal* wimmelte damahls von Artikeln, die Frau Doctor Mapp betreffend. In einem Blatte dieses Journals, vom 23sten Sept. 1736 heißt es: “Mrß. Mapp fährt fort, außerordentliche Curen zu thun. Sie hat sich nun auch eine Equipage angeschafft, und wartete vorigen Sonntag bey Ihren Majestäten auf.” Ob diese Notiz Spott oder platte Großthuerey ist, mögen die Geschichtsforscher

forscher ergründen. Nach einem andern Stücke desselben Journals soll Mrß. Mapp auf dem griechischen Caffeehause zu London unter Andern eine Nichte des berühmten Arztes und Naturforschers Hans Sloane, zur großen Zufriedenheit desselben, operirt haben. Sollte das nicht vielleicht auch ein Pasquill auf den guten Hans seyn? Mrß. Mapp, immer nach dem Bericht des Grubstreet-Journals, interessirte sich auch sehr für das Pferderennen. Am 16ten Sept. 1736 — das Datum wollen wir uns merken — wurde zu Epsom um eine Schlüssel oder einen Sak von zehn Guineen, die
Madame

Madame M a p p ausgesetzt hatte, in die Wette geritten, und ein Pferd weiblichen Geschlechts, gleichfalls Madame Mapp genannt, gewann den ersten Vorsprung. Dafür gab Madame M a p p, nämlich das menschliche Geschöpf weiblichen Geschlechts, dem Reuter eine Guinee, und schwur dabei, er hätte noch hundert dazu haben sollen, wenn er den Satz gewonnen hätte. Solch eine Mannin war sie. Aber wer sähe nicht lieber den Tod in sein Zimmer treten, als dieses scheusliche Geschöpf, wenn Hogarth sie anders getreu porträtirt hat?

Doctor Ward brachte es, wenn er wirklich nichts mehr als ein unwissender, aber glücklicher, Empiriker war, für einen Mann seines Schlages weit genug. Nicht nur bey seinem Leben wiederfuhr ihm sehr viel Ehre. Auch nach seinem Tode sollte er bey den berühmtesten und verdienstvollsten Männern seines Vaterlandes, und zwar zunächst neben dem Dichter Dryden, in der Westminster-Abtey ein Denkmahl erhalten; und er hat es vielleicht wirklich erhalten. Wenigstens ist dieses Denkmahl angekündigt im London-Chronicle, vom 27sten Februar, 1762.

XLIV.

F i n i s

oder

Das Ende aller Dinge.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

LIBRARY

1100 EAST 58TH STREET

CHICAGO, ILL. 60637

TEL. 733-4331

1975

1100 EAST 58TH STREET

CHICAGO, ILL. 60637

TEL. 733-4331

1975

1100 EAST 58TH STREET

CHICAGO, ILL. 60637

TEL. 733-4331

1975

1100 EAST 58TH STREET

CHICAGO, ILL. 60637

TEL. 733-4331

1975

1100 EAST 58TH STREET

XLIV.

F i n i s.

Unter dieser lateinischen Aufschrift wird das Blatt von Hogarth, das wir hier liefern, in dem Verzeichniß aufgeführt, das mit der ganzen Sammlung ausgegeben wird. Es sind eigentlich die Worte, die auf dem Tabacksdampfe stehen, der der Zeit aus dem Munde steigt. Sonst hat es blos die nicht sehr delicate Aufschrift, Tail piece, also im Deutschen ungefähr so

viel als: Das Hinterste. Einige Monate vor seinem Tode sagte Hogarth in einer lustigen Gesellschaft: Das nächste was ich jetzt vornehmen will, soll das Ende aller Dinge seyn. Wenn das der Fall ist, versetzte einer seiner Freunde, so hat es auch mit Ihren Geschäften ein Ende, denn es ist alsdann mit dem Mahler am Ende. Allerdings, erwiederte Hogarth tief seufzend; drum je eher ich schließe, je besser. Er setzte sich also hin und malte folgendes Blatt, worauf man noch wiewohl schwache Spuren von des Mannes eigenem Geiste erblickt, hingegen mehr Mittelmäßiges und manches

manches Abgeschmackte. Er scheint dieses sogar gefühlt zu haben; denn unter dem Blatte steht auf vielen Exemplaren in schönerer Schrift als unter irgend einem seiner Werke: Das Bathos oder Art und Weise in erhabenen Gemälden *) zu sinken. In der Mitte liegt die Zeit schläfrig gegen ein Stück von einer Säule gelehnt; sie schlägt ihre Pfeife entzwey, hat also ausgeraucht, und bläst den letzten Dampf in die Luft. Unter dem linken Arm liegt die zerbrochene Sense, und neben

I 3

ihr

*) Sollte wohl heißen: bey erhabenen Gegenständen.

ihr steht die ebenfalls zerbrochene Sanduhr. Aus der linken Hand fällt ihr eine Rolle. Es ist ihr letzter Wille, worin sie das Chaos zum Executor und Erben einsetzt; die drey Parzen haben ihn als Zeugen unterschrieben und gesiegelt. Die auf der Erde liegenden Meubeln scheint das Chaos wirklich schon nach seiner Methode geordnet zu haben. Da liegt ein Comödienbuch aufgeschlagen mit den Worten Exeunt omnes, Alle gehen ab. Ein leerer Geldbeutel; eine besiegelte gerichtliche Bankrott-Erklärung gegen die Natur; ein Schusterleisten (Engl. Last), und ein Schusterrie-

sterriemen (Engl. Coblers End), also
 Last End, also letztes Ende und wah-
 res Bathos. Eine abgenutzte Schuh-
 bürste neben einer zerbrochenen Krone,
 gut geordnet, ein zerbrochener Bogen
 mit der zerrissenen Sehne darneben.
 Hogarth's zerbrochene Palette, ein
 Glintenkolben, ein abgenutzter Besen,
 und eine zerbrochene Glocke und eine
 zerbrochene Bouteille. Bey der Glocke
 liegt ein von ihm erfundener politisch-
 allegorischer Kupferstich: The Times,
 die Zeiten, der ihm viel Sorgen ge-
 macht hat, denn der war es haupt-
 sächlich, der ihn Wilkes's Geißel und
 Churchill's Stilete bloß stellte. Unter

diesem Kupferstich liegt ein Stümp-
chen Talglicht, die auch unter uns
Endchen heißen (wieder ein Ende),
das die Zeiten ansteckt. Darhinter
liegt noch ein Säulenkopf. Oben
herum her steht oder fällt vielmehr der
Schildpfosten von einem Wirthshause,
mit der Welt Ende auf dem Schilde,
ein Zeichen, das auf den Wirthshäu-
fern in England noch häufiger vor-
kömmt, als bey uns die letzten Heller
vor den Stadthoren. Verfallene
Hütten, ausgegangene Bäume, ver-
fallene Kirchtürme mit Zifferblättern,
von welchen sich, weil die Zeit schläft,
die Zeiger entfernt haben, Zeichen-
steine,

steine, u. s. w. Im Hintergrunde sinkt ein Schiff. Oben stirbt Phöbus mit seinen Pferden, und der Mond steht verfinstert da, so nahe bey der Sonne. Freilich wenn die Sonne stirbt, so giebt es auch allenfalls eine Mondfinsterniß im ersten Viertel. Wenn aber die Sonne todt ist, wird man fragen, wo kömmt denn das Licht her, woben man hier noch Manuscripte und Comödien lesen kann? Von dem Stümpchen Talglichte, und einem noch nicht sehr brennenden Kupferstiche schwerlich, so wenig als von der brennenden Welt auf einem Bierschilde. Man muß aber bedenken,

daß auch ein sterbender Phöbus nicht ganz ohne Strahlen ist. Drollig genug ist es, wie bey dieser gänzlichen Apoplexie der Natur, der Galgen allein noch so gerade und frisch da steht, als hätte er Hoffnung bey einer Wiederbringung der Dinge im sechsten Act, noch einmahl wieder in Dienst zu kommen. — Als Hogarth das Gemählde fast vollendet hatte, rief er: So, so ist alles gut; ergriff mit einer Art von prophetischer Wuth (in a sort of prophetic fury) den Pinsel, und warf gleichsam mit einem Paar Zügen noch die zerbrochene Palette hin, Finis! rief er aus, mein Werk ist gethan,

gethan, und alles ist vorbei. Diese Anekdote ist völlig averirt. Er hat nachher nie den Pinsel wieder in die Hand genommen, und starb einen Monath darauf. Radirt hat er noch nachher, und die hiesige Bibliothek besitzt in der Sammlung von Hogarth's Werken sogar das Blatt, an welchem er, einer hinzu gestochenen Nachricht zufolge, noch an dem Tage seines Todes gearbeitet hat, der den 26ten October 1764 in seinem 66ten Jahre erfolgte. Churchill hat ihn des so eben erklärten Kupferstichs wegen im folgenden Epigramm verfolgt, das in the Muse's Mirrour Vol. I. p. 3 befindlich ist: On

*On Hogarth's print of the Ba-
thos, or*

*The art of sinking in painting *).*

All must old Hogarth's gratitude
declare,

Since he has nam'd old Chaos
for his heir,

And while his Works hang round
that Anarch's throne,

The connoisseurs will take them
for his own.

Für Leser, die kein Englisch verstehen,
mögen folgende vier männliche Reime,
die man allensfalls der Erbschaft selbst
beylegen kann, den Sinn des Epi-
gramms einigermaßen darstellen.

Der

*) Unter dem Kupferstich steht eigent-
lich etc. or the manner of sinking
in sublime paintings.

Der alte Hogarth setzt, das heiß
ich dankbar seyn,

Zum Erben seines Werks das
alte Chaos ein:

An des Anarchen Thron nun
künftig aufgestellt,

Wirds kommen daß man den selbst
für den Autor hält.

Z u s ä t z e.

Ein nârrischeres Momento mori,
als dieses, möchte wohl, wenigstens
in der gemahlten Welt, schwerlich zu
finden seyn. Wer ist von so steiner-
ner, absolut unempfindsamer Natur,
daß ihn hier nicht eine geheime Rüh-
rung mitten unter dem Lachen anwan-
deln

beln sollte, auch wenn er weiß, daß Hogarth mit dieser Posse nichts weniger als rühren wollte, und daß am Ende die ganze Posse kein Meisterstück ist?

Wirklich hat Hogarth mit seiner Satyre auf diesem Blatte entweder sich selbst nicht gar zu wohl verstanden, oder er hat sich undeutlicher, als sonst irgendwo, ausgedrückt. Wir sehen hier eine burleske Mischung und Anhäufung von Dingen, die aufhören, zu seyn. Was aufhört, zu seyn, ist dann freilich im Sinken. Nach dieser Erklärung wäre aber das Blatt eine Satyre auf die Natur, die
Alles,

Alles, was sie hervorbringt, selbst wieder zu Grabe trägt, und nicht auf die Künstler, deren Erhabenheit hier zu Grabe getragen werden soll. Hogarth wollte sagen: "Auch ich kann im erhabenen Styl ein Stück von erschütternder Wirkung mahlen. Zum Beweise mahle ich euch hier ein Andenken, mein letztes Werk, ein pathetisches Bild, das gerade so erhaben und so erschütternd ist, als eure besten Bilder, meine lieben Herrn Poeten und resp. Collegen." Daß dieß ungefähr Hogarths Gedanke war, beweiset auch eine der Inschriften, die sich, wie Hr. Ireland berichtet,

richtet, in fünf Abtheilungen der Einfassung einiger Abdrücke dieses Blatts finden. Da heißt es: "Seht hier die Art, wie in vielen berühmten alten Gemälden die ernsthaftesten Gegenstände durch niedrige, ungereimte, unsittliche und oft frevelhafte Umstände entstellt werden." Aber wer in aller Welt sähe so etwas auf diesem Blatte, wenn nicht der todte Buchstabe spräche: "So ist's gemeint?"

Nach dem Eindruck, den das Blatt durch sich selbst macht, suchen wir etwas ganz Anderes darin, als eine Satyre auf schlechte Gemälde. Es ist also, nach dem, was es seyn soll,

soll, ein verunglückter Einsall. Aber als das, was es ist — ein komisches Sterbebett der Natur und der Kunst — wird man es doch zum Andenken an den Erfinder gern behalten. Man beurtheilt es wohl am richtigsten als ein Nachspiel. Mit Nachspielen nimmt man es nicht so genau, am wenigsten wenn eines zum Beschlusse des traurigen Lustspiels unsers menschlichen Lebens gegeben wird. Die Kritik ist dann müde, und läßt sich zur Erholung auch einmahl in den Schlaf sinken.

Züge des energischen Muthwillens giebt es hier nicht viele zu suchen.

Manches sagt indessen vielleicht doch noch mehr, als bisher bemerkt worden ist. Mit dem kleinen Galgen, der so baumgerade beym Einstürzen der Welt steht, und der, nicht zu vergessen, den einzigen Menschen trägt, den wir auf diesem Blatte sehen, correspondirt artig genug der große Repräsentant, oder der ausgetretene Pfosten, der, so wie er da mit dem Schilde als Träger der Welt, knarrend hinfinkt, von ungefähr auch die Figur eines Galgens erhalten hat. Die ganze Welt erscheint auf diese Art in effigie gehängt. Ein toller Gedanke. Aber wenn alle Wünsche erfüllt würden, also auch

auch Jeder gehängt würde, den ein
 Anderer heimlich in die Höhe
 wünscht, wie viel bliebe von der Welt
 des Lebendigen übrig? Oder wenn,
 nach einer strengen Criminaljustiz,
 Jeder gehängt werden sollte, wer in
 irgend einem Sinne ein Dieb ist,
 was würde das letzte Geschäft des
 Henkers seyn? Eine Welt, in der es
 nun so hergeht, kann sich einen der-
 ben Scherz in einem Nachspiele wohl
 gefallen lassen, vorzüglich wenn der
 Scherz nicht einmahl recht klar ist.

Unsre Psychologen werden bey dieser
 Gelegenheit gebeten, so bald als mög-
 lich in einer gründlichen Abhandlung

ausführlich zu erklären, warum unter allen künstlichen Todesarten, selbst nach der Vorstellungsart der mitleidigsten Seelen, keine etwas Lächerliches hat, ausgenommen der Tod am Stricke, es sey am Galgenstricke, oder an einem andern.

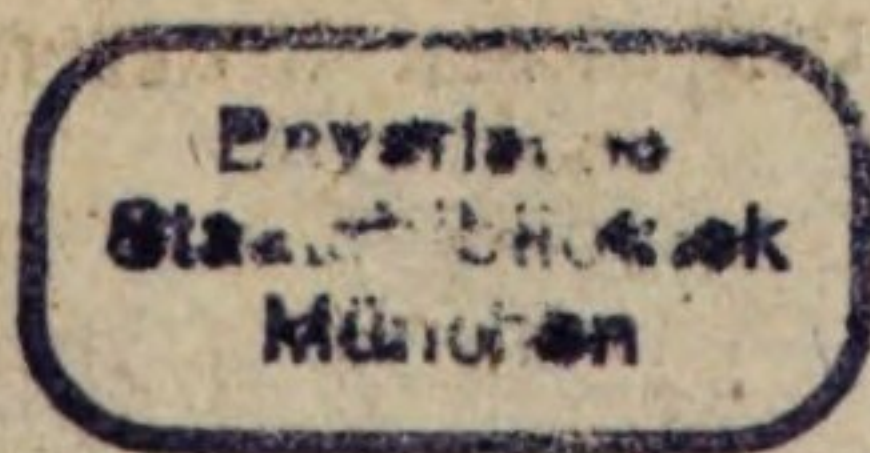
Die Bankrottsurkunde der Natur und das Comödien- oder Tragödienbuch liegen auch wohl nicht umsonst bey einander, da in den meisten Comödien und Tragödien Plan, Ausführung, und überhaupt das Wesentliche, ohne Voraussetzung eines Bankrotts der Natur nicht Statt finden könnte. Man vergleiche auch die
Nachbar-

Nachbarschaft der Schuhbürste und
des Ordensbandes.

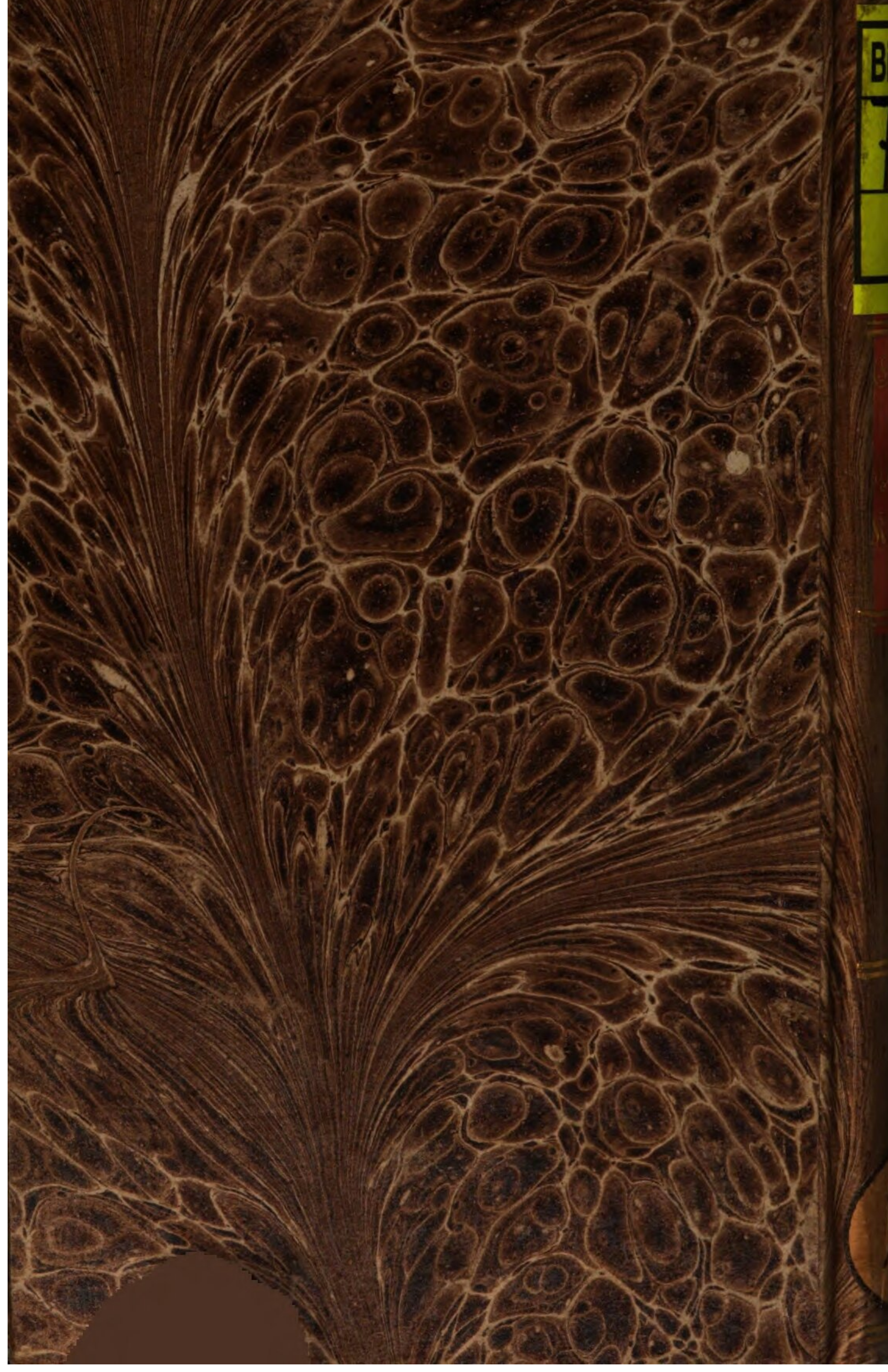
Die rührendsten Partien im ganzen
Bilde sind das zerbrochene Palett des
Künstlers selbst, und in der Mitte
die große Hauptfigur, der sterbende
Zeitgott. Seitdem das Palett da
liegt, ist noch kein Satyren-Mahler
gekommen, der die Welt vergessen
machen könnte, was sie an Hogarth
verlor. Und wenn wir die Zeit selbst
sterben sehen; welche traurige Vorbe-
deutung für alle Theorien von
Raum und Zeit, und für den
Genius der Zeit, und für das
Archiv der Zeit! — Doch dieses

hat ja schon wirklich, wie wir hören, das Zeitliche mit dem Ewigen verwechselt, während die ewige Liebe, und die ewige Treue, und andre nicht minder ewige Dinge, z. B. die einzige und ewige Philosophie, unablässig das Ewige mit dem Zeitlichen verwechseln. Wer faßt diese ungeheure Verwirrung? Wo ist hier Gewinn, und wo ist Verlust? Die Begriffe des Grüblers fallen, wie die Füße eines Betrunkenen, über einander. Das alte Chaos scheint sich, wenigstens in den Köpfen der Menschen, schon wirklich zur Erbschaft zu melden; und unsre neueren Schriftsteller,

steller, denen bey diesen Aussichten in die Ewigkeit nicht wohl wird, hütten sich schon, zum Beschlusse ihrer Werke das erschütternde Wort zu schreiben, mit dem hier der Zeitgott in die Ewigkeit übergeht. Aber die Vorsicht hilft nicht allen. Denn noch schmeckt dem Alten sein Pfeifchen; und wenn er Sidibus bedarf, greift er leider! immer begieriger nach den berühmten unter den neuesten Schriften, während er die berühmten alten, unter denen noch das treuherzige *Finis* steht, mit einem schadenfrohen Lächeln unberührt läßt.







Lichtenberg, Georg Christoph, / Dieterich, Heinrich, / Hogarth, William,

G.C. Lichtenberg's ausführliche Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche

Bd.: Siebente Lieferung

Göttingen 1801

Bibl.Mont. 746-7

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10713639-2

VD18 90973054